

Für eine solidarische Linke gegen den Neoliberalismus



Gabriel Kuhn über die Lebendigkeit des
gegenwärtigen Anarchismus, die Triftigkeit
marxistischer Kritik und Widersprüche
anarchistischer Revolutionstheorie

Gabriel Kuhn

geb. 1972 in Innsbruck, ist seit den späten 1980er Jahren in anarchistischen Zusammenhängen aktiv und lebt als Autor und Übersetzer in Stockholm. Zu seinen Publikationen zählen „*Neuer Anarchismus*“ in den USA. *Seattle und die Folgen* (Hg. Unrast, 2008) und *Vielfalt - Bewegung - Widerstand. Texte zum Anarchismus* (Unrast, 2009). Er betreut zudem die Website www.alpineanarchist.org.

PHILIPPE KELLERMANN: *Im Vorwort deiner Textsammlung Vielfalt, Bewegung, Widerstand meinst du, dass der Anarchismus „in den letzten Jahren enorm an Aufwind gewonnen“ habe.¹ Würdest du diesem Urteil noch heute, also drei Jahre später, zustimmen und wenn ja, worin genau zeigt sich dieser Aufwind?*

GABRIEL KUHN: Ja, bei dem Urteil würde ich bleiben. Wobei sich dieses an einem einfachen Kriterium festmacht, nämlich an der Anzahl sich selbst als anarchistisch definierender Projekte. So gibt es immer mehr anarchistische Buchmessen und Konferenzen, es bilden sich ständig neue anarchistische Gruppen und Organisationen und die anarchistische Publikationslandschaft war seit den 1930er Jahren nicht mehr so reich. Auch im universitären Bereich ist diese Entwicklung spürbar. Das britische *Anarchist Studies Network* veranstaltete im Jahre 2008 seine erste Konferenz. Heuer, also 2012, findet die zweite statt – mit etwa viermal so vielen Vorlesungen wie noch vor vier Jahren.

Das ist, wenn wir so wollen, die quantitative Seite. Hier einen anhaltenden Aufschwung zu bestreiten, scheint mir unmöglich. Die qualitative Seite ist natürlich eine andere. Also: Bedeutet die Zunahme an explizit anarchistischen Projekten auch, dass der Anarchismus zu einer stärkeren gesellschaftspolitischen Kraft geworden ist, oder haben wir es in erster Linie mit einem Trend zu tun, der Jugendlichen eine rebellische Identität, Aktivist_innen ein hehres Betätigungsfeld und Akademiker_innen ein lukratives Forschungsgebiet verschafft? Ich denke, die Wahrheit liegt irgendwo in der Mitte. Natürlich verdankt sich die relative gegenwärtige Popularität des Anarchismus unter anderem der Tatsache, dass historische Konkurrenten innerhalb der Linken weggefallen sind. Während sich – aus verschiedenen Gründen – die marxistische Linke in Deutschland noch relativ gut hält, ist sie in anderen Regionen – etwa in Nordamerika oder in Osteuropa – weitgehend diskreditiert. So füllt der Anarchismus in gewisser Hinsicht einfach ein Vakuum. Bezeichnend dafür ist die gegenwärtige Verwendung des Begriffs „Anarchist“, auch als positiv besetzte Selbstzuschreibung. Oft fungiert dieser schlicht als Synonym für „Rebell“, „Aktivist“ oder „Exzentriker“. Dazu kommt eine sehr starke subkulturelle Verankerung. Die gegenwärtige anarchistische Szene ist ausgesprochen stark mit der Punk-Kultur verknüpft, und zwar weltweit. Deshalb werden viele Strömungen des gegenwärtigen Anarchismus von Anarchokommunist_innen und Anarchosyndikalist_innen gerne als „modisch“, „irrelevant“ oder gar „kontraproduktiv“ abgetan. Hier reproduzieren sich die klassischen Konfliktlinien zwischen „Arbei-

1 Gabriel Kuhn: Vorwort, in: ders. Vielfalt, Bewegung, Widerstand. Texte zum Anarchismus. Münster: Unrast Verlag, 2009. S.7-9. Hier: S.7.

teranarchismus“ bzw. „Sozialanarchismus“ auf der einen und „Individualanarchismus“ bzw. „Lifestyle-Anarchismus“ auf der anderen Seite.

Persönlich halte ich diese Konflikte für überbrückbar und erlebe daher den quantitativen Aufschwung des Anarchismus auch als qualitativen. Selbst wenn auch ich bei einigen Leuten, die heute das anarchistische Etikett für sich in Anspruch nehmen, kaum eine gemeinsame politische Basis erkennen kann (das gilt natürlich vor allem für absurde Phänomene wie den „Anarchokapitalismus“ oder den „nationalen Anarchismus“, aber auch für bestimmte primitivistische oder insurrektionistische Tendenzen), so denke ich, dass mit der Anzahl der anarchistischen Projekte auch die Qualität der theoretischen Debatte und das gesellschaftliche Interventionspotential gestiegen sind. Klarerweise gibt es unendlich viel zu verbessern, doch gleichzeitig ist es leicht, die positiven Effekte des Anarchismus zu übersehen, da diese gerne verleugnet oder schlicht vergessen werden. Aber die direktdemokratischen Prinzipien, denen sich heute die meisten Basisgruppen und sozialen Bewegungen verpflichtet fühlen, entsprechen anarchistischen Überzeugungen, die breite gesellschaftliche Akzeptanz von Büchern wie Jonathan Safran Foers *Tiere essen*² verdankt sich zu einem nicht unbeträchtlichen Teil dem Einsatz anarchistischer Tierrechtsaktivist_innen und gegenwärtige Gender- und Sexualitätsdebatten wurden wesentlich von Anarchist_innen vorbereitet. Die Liste ließe sich fortsetzen. Der Einfluss des Anarchismus geht um vieles weiter als es oft den Anschein hat.

Einerseits lässt sich natürlich sagen, dass es keine Rolle spielt, ob dieser Einfluss anerkannt wird oder nicht; Am wichtigsten ist schließlich die gesellschaftliche Veränderung, nicht das Sammeln ideologischer Trophäen. Andererseits könnte die Anerkennung des Anarchismus als historisch-gesellschaftliche Triebkraft seine Popularität weiter erhöhen und ihn (wieder) zu einer revolutionären Bewegung werden lassen. Dieses Ziel halte ich nach wie vor für bedeutend. Zu progressiven gesellschaftlichen Veränderungen beizutragen, ist eine Sache; Staat und Kapital wirklich herauszufordern ist eine andere. Wobei ich hier die Frage der Ökonomie wirklich für sehr zentral halte. Aber das macht eine ganze Reihe von Diskussionsfeldern auf...

PHILIPPE KELLERMANN: Deine Zustandsbeschreibung erinnert mich ein wenig an eine Bemerkung Max Nettlaus aus seinem vierten Band der Geschichte der Anarchie über die anarchistische Szene Anfang der 1890er Jahre – vor allem in Frankreich. Dort schreibt er von einer Zeit mit „bis jetzt einzige[m] Charakter: nicht Organisation, nicht Programme, nicht exklusivistischer Rigorismus rechter oder linker Färbung“ habe im anarchistischen Milieu geherrscht,

2 Jonathan Safran Foer: *Tiere essen* (2009). Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2010.



in dem sich zahlreiche widerstreitende Elemente versammelten, kurz: „lebendige Fülle, wirkliches Leben“.³

Allzu rosig waren die kommenden Jahre dann aber nicht. Nicht nur war der französische Anarchismus starker Repression ausgesetzt, er habe sich auch, so Nettlau, mit dem Aufkommen des auf sich selbst bezogenen, exklusiven Anarchosyndikalismus „verhängnisvoll isoliert[.]“⁴. Aber auch eine weitere Frage liegt nahe: Lag in diesem Aspekt der „nicht Organisation“ letztlich nicht auch eine wesentliche Schwäche, die ein kontinuierliches Weiterwirken zusätzlich erschwert hat? Damals schon haben ja AnarchistInnen, die sich einer älteren Tradition, nämlich der der Ersten Internationale, verbunden fühlten – der unermüdliche Malatesta auf der einen, der Großteil der spanischen Bewegung auf der anderen Seite –, dieses Problem immer wieder zum Thema gemacht. Wie ist deine Position zu dieser Problematik, bezogen auf die damalige und vor allem, die heutige Situation? Ist dieser gegenwärtige „Trend“ von dem du sprichst in der Lage sich langfristig und substanziell zu erhalten? Sind anarchistische Bewegungen überhaupt in der Lage kontinuierlich anarchistische Politik zu betreiben?

GABRIEL KUHN: Gut, hier sind wir ja bereits bei einer der Kernfragen anarchistischer Politik angelangt. Aber zunächst zu Nettlaus Zitat: „Lebendige Fülle“ und „wirkliches Leben“ klingen immer gut, wer hat da etwas dagegen? Aber das alleine reicht nicht, um eine revolutionäre Bewegung zu schaffen. Ob es dazu einer Organisation im Sinne einer formalen politischen Vereinigung bedarf, ist eine große Frage – ich werde unten versuchen, etwas dazu zu sagen. Auf jeden Fall notwendig ist meines Erachtens eine politische Plattform mit gemeinsamen politischen Prinzipien, Zielen und Strategien. Das Gemeinsame kann dabei durchaus breit, veränderbar und facettenreich sein. Aber es muss sich um mehr handeln als um einen vagen „Antiautoritarismus“ oder eine nicht näher bestimmte „Staatsfeindlichkeit“. Genauso darf eine „Vielfalt von Taktiken“ nicht mit Willkürlichkeit verwechselt werden. Dass unterschiedliche Taktiken unter unterschiedlichen Bedingungen nützlich sind, heißt nicht, dass alle Taktiken unter allen Bedingungen nützlich sind. Die Nützlichkeit muss jeweils kollektiv verhandelt werden.

Über die Rolle des Anarchosyndikalismus im Frankreich des späten 19. Jahrhundert kann ich nicht viel sagen. Sicherlich hat es in der Geschichte des Anarchosyndikalismus „auf sich selbst bezogene“ und „exklusive“ Tendenzen gegeben, aber von pauschalen Verurteilungen des Anarchosyndikalismus oder Anarchokommunismus als dogmati-

3 Max Nettlau: Geschichte der Anarchie. Band 4. Die erste Blütezeit der Anarchie. 1886-1894 (1931). Vaduz: Topos Verlag, 1981. S.264.

4 Ebd. S.264.



sche und quasi-leninistische Strömungen halte ich nicht viel. Als Strömungen, die sich der Tradition des Klassenkampfes verpflichtet fühlen und sich um entsprechende Organisationsformen bemühen, sind sie ein wichtiger Teil der anarchistischen Geschichte und haben bei allen Modifikationen der Arbeitsverhältnisse nichts an Aktualität eingebüßt. Das bedeutet keine Fetischisierung des Klassenkampfes, sondern hebt nur die spezielle Rolle der ökonomischen Widersprüche hervor. Lass mich dazu kurz etwas sagen, um dann auf die Organisationsfrage einzugehen, die ich damit eng verbunden sehe.

Ich habe den Eindruck, dass sich in den oft hitzig geführten Debatten um die Bedeutung der ökonomischen Kämpfe zwei Sachen vermischen. Zum einen gibt es eine Kritik an „Hauptwiderspruchstheorien“ und an einem „ökonomischen Reduktionismus“. Diese Kritik hat meines Erachtens Berechtigung. Zum anderen gibt es eine Tendenz, ökonomischen Kämpfen jeden speziellen Charakter abzusprechen und sie in eine Reihe mit anderen Kämpfen gegen gesellschaftliche Widersprüche und Unterdrückungsformen zu stellen: Kämpfe gegen das Patriarchat, gegen Rassismus, gegen Heteronormativität, gegen Speziesismus usw. Dabei wird betont, dass all diese Kämpfe miteinander verbunden sind und sich Menschen je nach Betroffenheit, Interesse und Vermögen in dem einen oder dem anderen engagieren sollen und können. Irgendwo stimmt das natürlich alles, aber verloren geht dabei, dass sich ökonomische Kämpfe nicht so leicht in eine Reihe mit anderen Kämpfen stellen lassen. Damit meine ich nicht, dass ihnen ein Primat zukommt. Ich meine jedoch, dass sie eine besondere Qualität besitzen, der Rechnung getragen werden muss.

Vereinfacht gesprochen lassen sich in den meisten Kämpfen, die wir führen, Veränderungen über Bewusstseinsbildung erzielen: wenn genügend Menschen Homophobie Scheiße finden, werden sich die gesellschaftlichen Bedingungen für Schwule und Lesben verbessern; wenn genügend Menschen Alternativenergien verlangen, wird es zu einem verstärkten Einsatz solcher kommen usw. Natürlich gibt es hier nichts zu beschönigen. Die jeweiligen Fortschritte vollziehen sich langsam, müssen hart erkämpft werden und sind ständig zu verteidigen. Doch ist kaum zu leugnen, dass feministische, antirassistische, ökologische und andere Kämpfe in den letzten 100 Jahren (zum Teil große) Erfolge verbuchen konnten. Gleichzeitig stellen diese für den Kapitalismus nicht unbedingt eine Bedrohung dar. Oft lassen sie sich sogar bestens in das kapitalistische System integrieren. Dies wird uns tagtäglich vorgeführt. Der Kapitalismus selbst lässt sich über Bewusstseinsbildung kaum angreifen. Auch wenn ihn noch so viele Scheiße finden – und spätestens seit 2008 ist das so –, folgt daraus zunächst einmal gar nichts.

Der Kapitalismus liegt jenseits des Bewusstseins. Ob er es auch pro-



duziert, ist eine andere Frage. Natürlich tut er dies wenigstens zum Teil, aber ich will mich mit dieser Frage hier nicht aufhalten. Entscheidender ist, dass die Grundlagen des Kapitalismus vom Bewusstsein unabhängig und selbständig sind. Ein wichtiger Unterschied zwischen anarchistischen und marxistischen Glaubenssätzen ist, dass dies aus anarchistischer Perspektive nicht nur für den Kapitalismus, sondern auch für den Staat gilt. Ich selbst würde mich Gilles Deleuze und Félix Guattari anschließen, die unter Bezugnahme auf die ethnologischen Schriften Pierre Clastres' von einem „Urstaat“ als politischem Herrschaftsmodell sprechen, das auf gesellschaftlicher Hierarchisierung und institutionalisierter Gewalt basiert.⁵ Dieses Herrschaftsmodell ist nicht nur vom Bewusstsein unabhängig, sondern auch von ökonomischen Bedingungen. Ob nun die politische Herrschaft vor der ökonomischen kommt oder umgekehrt, scheint mir nicht so relevant. Wichtig ist jedoch die Überzeugung, dass der Staat nicht einfach abstirbt, wenn die Wirtschaft sozialisiert wird. Es bedarf dazu eines weitergehenden Kampfes.

Womit wir endlich zur Organisationsfrage kommen. Die Kämpfe, die wir auf der Ebene des Bewusstseins führen können, lassen sich weitgehend im zivilgesellschaftlichen Bereich ansiedeln. Hier können lose Organisationsformen durchaus effektiv sein. Es gibt zahlreiche Beispiele für erfolgreiche soziale Bewegungen, die von Mannigfaltigkeit, Spontaneität und kleinen Lokalgruppen geprägt sind und deren Taktiken sich durch eine Bandbreite auszeichnen, die von parlamentarischen Interventionen bis zu militanten Aktionen reicht. Oft gibt es dabei klar definierte (Teil)Ziele – eine Gesetzesänderung, eine Quotenregelung, eine soziale Einrichtung –, die bei aller Vielfalt eine gemeinsame Basis schaffen. Anarchistische Ideen spielen in diesen Bewegungen seit langem eine wichtige Rolle, auch wenn diese nicht immer wahrgenommen werden.

Ironischerweise beweist sich der Anarchismus als historische Triebkraft jedoch vor allem in der Zivilgesellschaft, also dort, wo Veränderungen über Reformen möglich sind. So kann die Macht des Staates und des Kapitals zwar auch mit anarchistischem Einfluss eingedämmt werden, doch trägt dies nicht – oder nur äußerst peripher – zu ihrer potentiellen Überwindung bei. Bezeichnend ist, dass die Schwächung der politischen Herrschaft oft die Stärkung der ökonomischen impliziert und umgekehrt. Weniger Bürokratie bedeutet oft mehr Privatwirtschaft, höherer sozialer Schutz einen stärkeren Staat usw. Dies verdeutlicht die herrschaftliche Verwobenheit von Staat und Kapital.

Um Staat und Kapital anzugreifen, bedarf es also anderer Wider-

5 Gilles Deleuze/Félix Guattari: *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie 1* (1972). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1977; Gilles Deleuze/Félix Guattari: *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie* (1980). Berlin: Merve Verlag, 1992.



standsformen als jener, die zivilgesellschaftlich zu Erfolgen führen können. Vor allem bedarf es politischer und ökonomischer Visionen, die Menschen wirklich das Gefühl geben, dass ihre grundlegenden Bedürfnisse auch in einer gerechteren und solidarischeren Welt zu befriedigen sind. Menschen müssen darauf vertrauen können, dass es zu essen gibt, dass Kranke versorgt werden, dass sie sich im öffentlichen Raum sicher fühlen usw., und zwar ohne Qualitätsverlust zum Hier und Jetzt. Das sind riesige Herausforderungen, die weit über das Schließen eines Kernkraftwerks oder einer Hühnerfarm hinausgehen.

Die Organisationsfrage rückt dabei unweigerlich ins Zentrum, denn die Bezugsgruppe reicht für solche Herausforderungen nicht. Klischee hin oder her, ein revolutionäres Projekt verlangt eine Massenbasis und eine Revolution ist mehr als ein Umsturz bzw. ein Austausch der Machthaber. Zu Umstürzen kann es in bestimmten historischen Situationen durchaus aufgrund einer Welle lose verbundener und schwach koordinierter Proteste kommen. Der Aufbau tatsächlicher Systemalternativen verlangt jedoch enge Zusammenarbeit und Koordination. Es sind immer die am besten vorbereiteten und handlungsfähigsten Gruppen, die das von Umstürzen hervorgerufene Machtvakuum am besten zu nutzen wissen. Wenn wir vermeiden wollen, dass Offiziere, Kleriker oder Parteifunktionäre die Nutznießer von Umstürzen sind, müssen wir organisatorisch ebenso gut auf diese vorbereitet sein wie sie.

Wenn es um die Frage geht, welche Konsequenzen das für den Anarchismus hat, oder haben soll bin ich mir allerdings sehr unsicher. . Einerseits bin ich davon überzeugt, dass eine Revolution ohne autoritäre Zwangsmaßnahmen, und damit ohne die Verletzung anarchistischer Prinzipien, nicht machbar ist. Andererseits glaube ich, dass die klassischen Anarchist_innen in ihrem Verweis auf die Untrennbarkeit von Mittel und Zweck bzw. auf die zwangsläufige Korruption durch das Beanspruchen von Macht, egal wie „provisorisch“, recht hatten. Es bleibt nie bei bedauerlichen, aber vorübergehend als notwendig erachteten Scheußlichkeiten. Scheußlichkeiten schaffen immer weitere Scheußlichkeiten.

An sich habe ich viele Sympathien für Gustav Landauers Position, der zufolge Staat und Kapital nicht umstürzbar, sondern nur aushöhlbar sind. Staat und Kapital sind keine Dinge, die sich zerschlagen lassen, und selbst wenn sie das wären, würde uns das Zerschlagen nichts nutzen, wenn wir keine Alternativen anzubieten haben. Nutznießer wären wieder nur die skrupellosen Aasgeier der Macht. Eher soll es nach Landauer um ein Ausweichen gehen, um ein Sich-der-Macht-Entziehen, und das bei gleichzeitigem Aufbau konkreter politischer und ökonomischer Alternativen: zunächst in kleinen Gemeinschaften, von Landauer „Siedlungen“ genannt, später in größeren, föderalistisch und rätede-

mokratisch organisierten Verbänden. Das Problem dieser Perspektive ist augenscheinlich: sie mutet naiv an. Wir alle wissen, dass Staat und Kapital wunderbar mit Kommunen und Genossenschaften leben können, und dass sich vor allem das Kapital die von diesen geforderten und geförderten Qualitäten (Selbstverwaltung, Kooperation, Kreativität) zu eigen macht. Wir alle wissen auch, dass derartige Projekte in dem Moment, in dem sie wirklich stören, platt gemacht werden.

Eine mögliche Antwort auf diese Dilemmata wäre es, die revolutionäre Perspektive des Anarchismus schlicht und einfach aufzugeben und sich auf seine Rolle als progressive historische Triebkraft zu konzentrieren. Das könnte etwas paradox als „Reformanarchismus“ betrachtet werden. Ich denke, diese Rolle ist wichtig genug, um dem Anarchismus Bedeutung zu verleihen, ihn zu fördern und voranzutreiben. Gleichzeitig ist der Verzicht auf revolutionäre Ansprüche natürlich ein gewaltiger Verlust. Viele Anarchist_innen, ich inklusive, sind kaum bereit, diesen Schritt zu tun. Das aber bedeutet, dass die Diskussion um revolutionäre Organisation weitergehen muss; oder spezifischer: um eine Organisation, in der es nicht nur um lose, temporäre und überschaubare Zusammenhänge geht, sondern um die notwendigen Voraussetzungen eines effektiven und kontinuierlichen Kampfes gegen die Staatsgesellschaft und den Kapitalismus. Dabei lassen sich auch einige anarchistische Reizthemen nicht vermeiden, etwa „Regeln“, „Pflichten“ und „Disziplin“.

Gegenwärtig ist die anarchistische Bewegung meilenweit von entsprechenden Organisationsformen entfernt, auch wenn es weltweit Versuche gibt, solche aufzubauen. Dies geschieht meist unter dem Label des „Plattformismus“, also im Anschluss an die 1926 im Pariser Exil von Nestor Machno und Genossen formulierte „Plattform der libertären Kommunisten“, die unter anderem „taktische und theoretische Einheit“ sowie „kollektive Verantwortung“ fordert.⁶ Idealerweise sollte eine solche Organisation in der Lage sein, in einer revolutionären Situation eine Systemtransformation im anarchistischen Sinne durchzusetzen und zu verteidigen, ohne dabei Macht zu akkumulieren. Natürlich ist es einfach zu sagen, dass all dies peinliche Revolutionsromantik ist. Aber was ist die Alternative? Das Aufgeben einer revolutionären Perspektive ist auch peinlich.

PHILIPPE KELLERMANN: Nachdem du nun schon einiges angesprochen hast, an das noch anzuknüpfen sein wird, möchte ich jetzt erstmal deine frühere Bemerkung aufgreifen, wonach „mit der Anzahl der anarchistischen Projekte auch die Qualität der theoretischen Debatte (...) gestiegen“ sei. Könntest du

6 Siehe http://www.nestormachno.info/english/platform/org_plat.htm.

hierfür Beispiele anführen? Und da du gerade vom großen Treffen in St.Imier⁷ kommst: Zeigte sich (auch) hier diese zunehmende Qualität?

GABRIEL KUHN: Ganz allgemein stützt sich meine Behauptung auf die Tatsache, dass es in der Regel immer zu Fortschritten kommt, wenn mehr Stimmen gehört und mehr Perspektiven aufgeworfen werden. Ich werde versuchen, das zu konkretisieren.

Der deutlichste Ausdruck einer theoretischen Innovation ist wohl der sogenannte Postanarchismus. Zwar halte ich den Begriff nicht für sehr glücklich und denke, dass vor allem im englischsprachigen Raum die entsprechenden Debatten eher verkürzt sind, aber zumindest wird versucht, den Anarchismus im Kontext jüngerer, in diesem Fall postmoderner und poststrukturalistischer, Theorien zu aktualisieren.

Ein weiteres, hier anschließendes Beispiel ist die im Englischen getroffene Unterscheidung zwischen einem ideologischen „big-A Anarchism“ und einem bewegungsorientierten „small-a anarchism“. Federführend ist hier unter anderem der für sein Buch *Schulden. Die ersten 5000 Jahre* international gefeierte David Graeber.⁸ Eine ähnliche Unterscheidung wird zwischen einer positiv besetzten „Anarchie“ als existentiellem Ideal und einem negativ besetzten „Anarchismus“ als dogmatischer Weltanschauung gemacht, zum Beispiel von Autor_innen des Crime-thInc.-Kollektivs oder den sogenannten Anarcho-Primitivist_innen.

Der Anarcho-Primitivismus kann allgemein als theoretische Neuerung betrachtet werden, selbst wenn wir seine Zivilisationskritik und die Romantisierung von Jäger-und-Sammler-Kulturen für reaktionär oder schlicht verrückt halten. Nicht alle der Diskussionsfelder, die er aufgemacht hat, sind schwachsinnig. Debatten zur Technologie zum Beispiel schaden der Linken nicht.

Neue Diskussionsfelder wurden auch dort aufgemacht, wo der Anarchismus mit Bezug auf spezifische widerständische Traditionen und Bewegungen bereichert wurde. Als Stichwörter können hier „Queer Anarchism“, „Black Anarchism“ oder „Third World Anarchism“ gelten.

Darüber hinaus gibt es alte Diskussionen, denen mit aktuellen Argumenten neues Leben eingehaucht wurde. Der Konflikt zwischen dem

7 Im schweizerischen St.Imier versammelten sich 1872 nach dem Kongress der Internationale in Den Haag, auf dem die Anarchisten Bakunin und Guillaume ausgeschlossen wurden, verschiedene InternationalistInnen und konstituierten sich als „anti-autoritäre Internationale“. Vgl. hierzu: Wolfgang Eckhardt: Einleitung, in: Michael Bakunin. Konflikt mit Marx. Teil 2: Texte und Briefe ab 1871. Erster Halbband. Berlin: Karin Kramer Verlag, 2011. S.13-669. Hier: S.544-555. Zum 140. Jahrestag kam es zu einem großen anarchistischen Treffen, das auch in der Medienwelt mit einigem Interesse wahrgenommen und kommentiert wurde.

8 David Graeber: *Schulden. Die ersten 5000 Jahre* (2011). Stuttgart: Klett Cotta Verlag, 2012.

klassischen Sozialanarchismus und dem sogenannten Lifestyle-Anarchismus ist ein Beispiel. Die Auseinandersetzungen, die der Veröffentlichung des kompromisslos sozialanarchistischen Buches *Black Flame: The Revolutionary Class Politics of Anarchism and Syndicalism* folgten (einem der wichtigsten Bücher zur Geschichte des Anarchismus überhaupt), waren durchaus anregend.⁹

Auch in die Organisationsfrage ist frischer Wind gekommen. Den Plattformismus habe ich bereits erwähnt. Entsprechende Gruppen haben in den letzten Jahren zahlreiche Positions- und Strategiepapiere verfasst. In Lateinamerika hat sich zudem mit dem „Especifismo“, der vor allem die Bedeutung anarchistischer Organisationen in sozialen Bewegungen betont, eine eigene Spielart des Plattformismus entwickelt. Diese reicht bis in die 1950er Jahre zurück, erlebte jedoch vor allem im letzten Jahrzehnt einen starken Aufschwung.

Schließlich sind die zahlreichen jüngeren Forschungsprojekte und Publikationen zur Geschichte des Anarchismus zu nennen. Auch wenn diese nicht unbedingt hohe theoretische Ansprüche haben, bereichern sie zwangsläufig die theoretische Debatte aufgrund des von ihnen zusammengetragenen Materials. Gerade was die Geschichte des Anarchismus außerhalb Europas und Nordamerikas betrifft, etwa in China, Japan, Mexiko oder Südafrika, wurde in den letzten Jahren viel Neuland geschaffen.

Lass mich jedoch an dieser Stelle unterstreichen, dass ich keineswegs allen diesen Entwicklungen positiv gegenüberstehe. Es gibt ausgesprochen problematische Tendenzen im gegenwärtigen Anarchismus, die von regressiven Fantasmen bis zu Reproduktionen neoliberaler Grundwerte reichen. Ebenso muss eingestanden werden, dass anarchistische Theorie in manchen Bereichen nach wie vor viel zu wünschen übrig lässt, am augenscheinlichsten wohl, wenn es um Ökonomie geht. Es gibt jedoch eine Vielzahl an Ansätzen und lebendigen Diskussionen sowie ein ehrliches Bemühen, und damit einiges an Potential für die Zukunft.

Wie viel hat sich davon in St. Imier gezeigt? Letztlich kaum mehr als ein paar Ausschnitte. Theoretische Debatten waren sicherlich nicht die Stärke des Treffens, aber auch nicht dessen primärer Zweck. Dieser lag eher im Sozialen (Kontaktaufnahme, Austausch, Vernetzung), in der öffentlichen Präsentation des Anarchismus (was durchaus gelang, das Medieninteresse war überraschend groß) und in praktischer Organisationsarbeit (was vor allem die Internationale der Anarchistischen Föderationen und das plattformistische Anarkismo-Netzwerk für sich nutzen konnten, die anlässlich des Treffens ihre eigenen Kongresse ab-

9 Michael Schmidt/Lucien Van Der Walt: *Black Flame: The Revolutionary Class Politics of Anarchism and Syndicalism*. Oakland/Edinburgh: AK Press, 2009.



hielten). Es darf auch nicht vergessen werden, dass das Treffen aufgrund der Gründung der Antiautoritären Internationalen in St. Imier im Jahr 1872 stattfand, das heißt, dass es in einer deutlich sozialanarchistischen Tradition stand. Die Organisator_innen ließen daran auch keinen Zweifel und andere Strömungen waren nicht sehr präsent. Zu mehr Vielfalt und zu ergiebigeren theoretischen Debatten wird es wohl bei der *Anarchist-Studies-Network*-Konferenz im englischen Loughborough im September kommen. Allerdings wird diese stark akademisch geprägt sein. Tja, rundum perfekt gibt's leider selten.

PHILIPPE KELLERMANN: Als „deutlichste[n] Ausdruck einer theoretischen Innovation“ hast du den „sogenannte[n] Postanarchismus“ erwähnt. An anderer Stelle hast du mir gegenüber kritisch angemerkt, dass ich mich in meinen Arbeiten bisweilen zu sehr mit der entfernteren Geschichte beschäftigen und deshalb das mit dem Postanarchismus erreichte Diskussionsniveau nicht erreichen würde.¹⁰ Vielleicht kannst du – als jemand der den politischen Aspekt post-strukturalistischer Theorien deutlich herausgestrichen hat¹¹ – ein paar Worte darüber verlieren, wie sich deiner Meinung nach das Verhältnis von Poststrukturalismus und Anarchismus bestimmen lässt? Und worin die Versäumnisse des prä-post-anarchistischen Anarchismus bestehen?

GABRIEL KUHN: Also, an eine Kritik deines Diskussionsniveaus kann ich mich nicht erinnern. Und ins postanarchistische Eck lass ich mich auch nicht stellen. Meine kritische Haltung zum Postanarchismus ist in zwei Aufsätzen in *Vielfalt, Bewegung, Widerstand* dokumentiert.¹²

Ich finde nicht, dass von „Versäumnissen“ des klassischen Anarchismus zu sprechen ist. Der klassische Anarchismus begann sich etwa vor 150 Jahren zu konstituieren. Seine Hochphase endete vor etwa 80 Jahren. Die Welt hat sich seither geändert. Der Staat, das Kapital, die Nation, die Klasse, der Krieg, das alles ist nicht mehr dasselbe aufgrund ökonomischer, sozialer, demographischer und technologischer Entwicklungen. Außerdem sind neue Probleme aufgetaucht, vor allem ökologische,

10 Gabriel Kuhn: Rezension von Philippe Kellermann (Hg.). *Anarchismus – Marxismus – Emanzipation. Gespräche über die Geschichte und Gegenwart der sozialistischen Bewegungen*. Berlin: Die Buchmacherei, 2012, http://www.alpineanarchist.org/r_kellermann_rezension.html.

11 Gabriel Kuhn: *Tier-Werden, Schwarz-Werden, Frau-Werden. Eine Einführung in die politische Philosophie des Poststrukturalismus*. Münster: Unrast Verlag, 2005.

12 Gabriel Kuhn: *Bakunin vs. Postanarchismus*, in: ders. *Vielfalt, Bewegung, Widerstand. Texte zum Anarchismus*. Münster: Unrast Verlag, 2009. S.11-47; Gabriel Kuhn: *Anarchismus, Postmodernismus und Poststrukturalismus*, in: ders. *Vielfalt, Bewegung, Widerstand. Texte zum Anarchismus*. Münster: Unrast Verlag, 2009. S.49-60.



und zahlreiche soziale Bewegungen haben die Auseinandersetzung mit Herrschaftsverhältnissen notwendig gemacht, die im klassischen Anarchismus nur unzureichend thematisiert wurden: Patriarchat, Rassismus, Heteronormativität und andere.

In diesem Zusammenhang glaube ich, dass der Anarchismus tatsächlich von poststrukturalistischen Theorien bereichert werden kann. Wenn ich hier spezifischer werden soll, dann fürchte ich, auf die nicht ganz lautere Praxis des Selbstzitierens zurückgreifen zu müssen, weil ich mich in meinem Aufsatz „Anarchismus, Postmodernismus und Poststrukturalismus“ um entsprechende Formulierungen bemüht habe und das jetzt in völlig neuen Worten nicht hinkriege.¹³ Also, hier die dort angeführten Aspekte poststrukturalistischen Denkens, die für den Anarchismus von Relevanz sind, wobei ich wenigstens ein paar Klammerbemerkungen sowie die Fußnote zum Punkt 7 weg lasse (der Punkt wird dafür leicht umformuliert):

1. Eine kompromisslose Wahrheitskritik bzw. eine Kritik des platonischen Totalitarismus.

2. Ein kompromissloses Bekenntnis zur Vielfalt bzw. der Entwurf entsprechender Ideen/Bilder/Konzepte: Rhizom, Bruch, Fluktuation, Fluchtlinie usw.

3. Eine umfassende Repräsentationskritik.

4. Eine Kritik des Subjekts, die uns von starren Identitätszuschreibungen befreit und Möglichkeiten öffnet, Subjektivitäten in selbstbestimmten Prozessen zu schaffen.

5. Foucaults Machttheorie, die uns hilft, die Komplexität von Herrschaft, Unterwerfung und Kampf besser zu verstehen als herkömmliche Machtkonzepte, und die – richtig verstanden – neue solide und effektive Widerstandsformen ermöglicht, anstatt sie zu verhindern.

6. Foucaults Konzept der „spezifischen Intellektuellen“, die theoretische Arbeit als Beitrag zur Lösung konkreter Probleme sehen und nicht – im Gegensatz zu den „universellen Intellektuellen“ – als Mittel, Praxis zu diktieren.

7. Das damit einhergehende Aufheben der Grenzen zwischen Theorie und Praxis, die an Erstere die Forderung stellt, inhärenter Teil des politischen Kampfes zu sein.

8. Die Schizoanalyse von Deleuze und Guattari, die die Psychoanalyse revolutioniert und sie – und damit unser Begehren – von systematischen Beschränkungen befreit.

9. Derridas Konzepte der *differance* und der Dekonstruktion, die dif-

13 Gabriel Kuhn: Anarchismus, Postmodernismus und Poststrukturalismus, in: ders. Vielfalt, Bewegung, Widerstand. Texte zum Anarchismus. Münster: Unrast Verlag, 2009. S.49-60. Hier: S.57f.

ferenzierte Leseweisen des soziopolitischen Feldes sowie innovative Interventionen ermöglichen (unabhängig davon, wie oft sie heute als Rechtfertigungen für intellektuelle Aufgeblasenheit herangezogen werden).

10. Die Betonung des Minoritären als revolutionärem Element, was erstens der Bedeutung jener Rechnung trägt, die von den traditionellen „revolutionären Subjekten“ der orthodoxen Linken ausgeschlossen bleiben, und uns zweitens daran erinnert, dass Gemeinschaften immer der Impulse ihrer Minoritäten bzw. ihrer minoritären Elemente bedürfen, um träge und gefährliche Selbstgenügsamkeit zu vermeiden.

11. Das Konzept der „nomadischen Einheit“ der Kämpfe von Deleuze und Guattari (und, wenn wir vor martialischer Terminologie nicht zurückschrecken, ihr Konzept der „nomadischen Kriegsmaschine“), das ein vielfältiges, flexibles und entschlossenes Widerstandsnetz umreißt, von dem anarchistische Politik nur profitieren kann.

12. Die Konzentration auf direkte, unmittelbare Kämpfe bzw. darauf, in Kämpfe verwickelte Menschen ihren Wünschen gemäß zu unterstützen, anstatt die Leitung dieser Kämpfe zu übernehmen.

13. Der affirmative Charakter des Denkens und Handels bzw. die Betonung von Kreativität anstelle von kleinkrämerischer Kritik.

14. Eine Radikalität des Denkens, die auf eine unbarmherzige Analyse – und, wenn nötig, Zerstörung – gegenwärtiger Denkgrundlagen abzielt.

So weit, so gut. Das Problem mit dem Poststrukturalismus ist freilich, dass wir hier sehr schön in den Geisteswissenschaften beobachten können, was Thomas S. Kuhn schon in den 1950er Jahren in den Naturwissenschaften beobachtet und später in seinem Buch *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*¹⁴ beschrieben hat: Immer wieder einmal treten Wissenschaftler_innen auf, die mit Konventionen brechen, sich über verkrustete Denkformen erheben und neue Perspektiven und Denkmöglichkeiten eröffnen. Sie initiieren die aufregenden Prozesse, welche die Wissenschaft – und damit uns alle – weiterbringen. Ich denke, dass wir einen solchen in den 1970er Jahren mit Lyotard, Foucault, Deleuze/Guattari, Kristeva und anderen erlebt haben. Irgendwann jedoch enden diese aufregenden Prozesse und die Ideen der revolutionären Geister werden – um bei Kuhns Begrifflichkeit zu bleiben – zu neuen Paradigmen und die Wissenschaft damit in erster Linie wieder zum Schauplatz träger Reproduktion. Das erleben wir gegenwärtig bei so ziemlich allem, was mit dem Präfix „Post“ auftritt: „Postfeminismus“, „Posthumanismus“, „Postmarxismus“ usw. Das dabei aufgebotene Gelaber ist in

14 Thomas S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (1962). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1973.



vielen Fällen kaum noch auszuhalten. Warum dann also auch noch „Postanarchismus“? Der Anarchismus ist gut genug und sein Wandel eine unvermeidliche Konsequenz historischer Prozesse. Wozu also ein neuer Name, außer vielleicht um etwas vorzutäuschen, was es nicht wirklich gibt? Ein Glück auf jeden Fall, dass es im deutschsprachigen Raum mit Jürgen Mümken einen fitten Postanarchisten gibt und keinen Laberer. In anderen Ländern sieht es düsterer aus.

Mein Verweis auf deinen historischen Blick ist nicht als Kritik per se zu verstehen. Die historische Auseinandersetzung mit dem Anarchismus ist wichtig, und ich würde mir wünschen, dass sich mehr Leute durch die alten Texte wühlen. Allerdings glaube ich nicht, dass wir den zeitgenössischen Anarchismus – oder auch das zeitgenössische Verhältnis von Anarchismus und Marxismus, denn in dem Kontext fiel ja meine Bemerkung – nur auf der Basis dieser historischen Texte analysieren und diskutieren können. Dazu müssen wir uns schon auch anschauen, was Anarchist_innen in den letzten 30 Jahren von sich gegeben und vor allem auch getan haben.

PHILIPPE KELLERMANN: Bleiben wir beim Verhältnis von Anarchismus und Marxismus, das du eben angesprochen hast. In den „Anmerkungen des Autors zur Veröffentlichung des Textes“ deines schon erwähnten Buches über die politische Theorie des Poststrukturalismus hast du selbstkritisch darauf hingewiesen, dass die ursprüngliche Fassung des Textes anti-marxistisch interpretiert werden könnte und meinst: „Politisch gesehen war ich ein mich bedingungslos der autonomen Szene zurechnender Frühzwanzigjähriger, der meinte, dass das revolutionäre Potential des Marxismus tatsächlich versiebt war, und der demnach Ausschau hielt nach alternativen revolutionären theoretischen Konzepten und glaubte, diese im Rahmen poststrukturalistischer Theorie gefunden zu haben.“¹⁵ Heute wärst du „eher geneigt“, dich „gegen alle platten Anti-Marxismen jedweder Couleur zu verwehren und einzustehen für die Aufrechterhaltung einer kritischen marxistischen Tradition und Analyse“.¹⁶ Woher kommt dieser Stimmungsumschwung und in welcher Weise kann der Anarchismus von einer Begegnung mit dem Marxismus profitieren?

GABRIEL KUHN: Für den Stimmungsumschwung würde ich drei Gründe anführen.

Erstens wird man älter. Das soll heißen: Ich denke, dass viele Leute, ich inklusive, durch Phasen gehen, in denen Identität, auch politische,

15 Gabriel Kuhn: Anmerkungen des Autors zur Veröffentlichung des Textes, in: ders. Tier-Werden, Schwarz-Werden, Frau-Werden. Eine Einführung in die politische Philosophie des Poststrukturalismus. Münster: Unrast Verlag, 2005. S.9-12. Hier: S.11.

16 Ebd. S.10.



wesentlich über Abgrenzungen hergestellt wird. Anarchist wirst du, indem du die bürgerliche Gesellschaft scheiße findest, aber auch den Marxismus. Schön und gut, aber irgendwann wird das langweilig bzw. irgendwann ist klar, dass du kein Marxist bist und nicht auf die Partei vertraut. Du musst das also nicht mehr dauernd hinausposaunen, was auch einen anderen Zugang zum Marxismus möglich macht: an die Stelle zwanghafter Ablehnung kann aufgeschlossene Neugierde treten. Dies halte ich heute für produktiver.

Zweitens haben sich schlicht einige meiner Ansichten geändert. Vor wenigen Tagen las ich wieder einmal die schön betitelt Broschüre *MLM [Marxism-Leninism-Maoism] vs. Anarchism* von Bob Avakian, dem seit Jahrzehnten im Untergrund lebenden Vorsitzenden der maoistischen Revolutionary Communist Party (RCP) der USA.¹⁷ Avakian mag ein Knallkopf sein und die RCP ein Paradebeispiel für eine ML-Sekte, aber darum geht's hier nicht, sondern um die in der Broschüre formulierte Kritik am Anarchismus. Früher hielt ich die für ungeheuerlich, für ein verleumderisches Wiederkauen marxistischer Vorurteile; heute denke ich, dass sie im Großen und Ganzen berechtigt ist. Damit meine ich nicht das Gerede von der „Kleinbürgerlichkeit“ oder vom „politisch-ideologischen Überbau“, das können wir uns sparen. Aber die Verweise auf die Unmöglichkeit einer Revolution ohne autoritäre Maßnahmen, militärische Strukturen und disziplinierte Kader halte ich für schwer widerlegbar, nicht zuletzt aufgrund meiner jüngeren Auseinandersetzung mit der Novemberrevolution.¹⁸ Allerdings spricht dies nicht zwangsläufig gegen den Anarchismus; das Problem ist vielleicht eher ein unangemessenes Revolutionsverständnis. Dass der Anarchismus auch andere Revolutionsverständnisse haben kann, wurde mit dem Hinweis auf Gustav Landauer und die „Aushöhlung“ des Staates anstelle des „Umsturzes“ bereits erwähnt. Unabhängig davon, welche Position wir hier einnehmen wollen, müssen wir die marxistische Kritik ernst nehmen. Nur so kann der Anarchismus im Austausch mit dem Marxismus wachsen. Alles andere sind unnötige und peinliche Rituale der Rechthaberei.

Womit wir beim dritten Punkt wären: Vor allem angesichts des gegenwärtigen Triumphzugs des Neoliberalismus halte ich entschieden am historischen Konflikt einer politischen Linken und einer politischen Rechten fest. Für Theorien, die ein „Ende des Links-Rechts-Schemas“ zum Mantra machen oder mit Begriffen wie „Postpolitik“ um sich schmeißen, habe ich wenig übrig. Ich verstehe, glaube ich, wie es zu solchen Theorien kommen kann und gegen Ideologiekritik hab ich auch

17 Bob Avakian: *MLM vs. Anarchism*. New York: Revolution Books, 1997.

18 Gabriel Kuhn (Hg.): *All Power to the Councils! A Documentary History of the German Revolution of 1918-1919*. Oakland: PM Press, 2012.

nichts, aber die Linke hat ein historisches Versprechen gegeben, das es zu bewahren, zu verteidigen und einzulösen gilt: den Aufbau einer klassen- und staatslosen Gesellschaft ohne Ausbeutung und Unterdrückung, basierend auf Solidarität und gegenseitiger Hilfe. Das ist und bleibt der Maßstab für unsere politische Arbeit. Die entscheidende Trennlinie verläuft dort, wo Menschen sich zu diesem Versprechen bekennen oder nicht. Die Differenzen zwischen den Bekennenden sind im Vergleich dazu zweitrangig oder, anders formuliert, die Gemeinsamkeiten sind um vieles wichtiger. Eine linke Einheitsfront im Kampf gegen den Neoliberalismus ist ein für mich weit bedeutenderes politisches Projekt als ein anarchistisches Schutzbiotop. Anarchist_innen, Marxist_innen und andere Linke müssen sich zusammenschließen, wenn wir überhaupt eine Chance haben wollen. Das ist auch der Grund für mein Interesse am Austromarxismus, auf das du mich schon einmal verständnislos angesprochen hast. Die Texte Otto Bauers sind ein einziges Ringen um linke Einheit. Das heißt nicht, dass alle plötzlich gleich werden sollen. Ich fühle mich als Anarchist und will meine Rolle in diesem Prozess auch als solcher spielen. Aber ich will Teil eines Prozesses sein, der wenigstens irgendeine Aussicht auf breitere gesellschaftliche Wirkung hat. Damit hausieren zu gehen, noch nie gewählt zu haben oder Gewerkschaftsfunktionären nicht die Hand zu schütteln, mag gut für das anarchistische Selbstwertgefühl sein, schafft ansonsten aber reichlich wenig.

In welcher Weise kann der Anarchismus von einer Begegnung mit dem Marxismus profitieren? Zusammenfassend würde ich sagen: er kann sich Analysen und Konzepte aneignen, die ihn bereichern; er wird aufgrund marxistischer Kritik zu einer Verdeutlichung und Verbesserung seiner Theorie und Praxis gezwungen; und er kann Bündnisse eingehen, die seinen politischen Einfluss stärken – außer wenn Stalinist_innen nicht früh genug erkannt werden, aber wir sollten im Laufe der Geschichte doch etwas dazugelernt haben.

PHILIPPE KELLERMANN: Nur kurz zu deiner Bemerkung, dass ich dich seinerzeit „verständnislos“ auf dein Interesse am Austromarxismus angesprochen habe. Ehrlich gesagt kann ich mich daran nicht erinnern, denn gerade den Austromarxismus finde ich in vielerlei Hinsicht recht interessant. Wobei ich hier nicht so sehr auf Otto Bauer als auf Max Adler rekurrieren würde und überhaupt das ganze Aufwerfen von Fragen der Ethik und Erziehung etc. Aber damit wären wir bei einem anderen Thema und wir können bei einem nächsten Zusammentreffen diese Fragen noch mal aufgreifen.

Langsam zum Ende kommend möchte ich lieber deine Bemerkungen über den „Plattformismus“ aufgreifen. Du selbst hast ja auf Machno und seine GenossInnen hingewiesen, die diesen in den 1920er Jahren im französischen Exil ausformuliert und zur Debatte gestellt haben. Seinerzeit löste dies ja eine recht

kontroverse Diskussion aus, in deren Verlauf man den PlattformistInnen vorwarf einen bolschewistischen Anarchismus zu vertreten. Interessant scheint mir an der Kritik, dass sie auch von Leuten kam, die keineswegs zu den VertreterInnen eines organisationsfeindlichen Anarchismus zu zählen sind. Ich denke zum Beispiel an Errico Malatesta, der sein Leben lang den Wert der Organisation hochgehalten hat¹⁹; oder an Alexander Schapiro, der dem „bolschewisierenden „Plattformismus““ vorwarf die „Methoden, die Kampfmittel und die Organisationsform“ dem Bolschewismus entlehnt zu haben²⁰, aber nichtsdestotrotz klarstellte: „Bis heute, trotz der Ausdauer des mit Erbitterung geführten Kampfes, fehlen diesem Kampf Zusammenhalt und Einheit. Die ideologische Spontaneität allein genügt nicht, einer insurrektionellen Bewegung die Einheit der Aktion zu schaffen, ohne die die Bewegung nicht siegen kann. (...) Das ist das Problem, ohne dessen Lösung die zukünftigen Bewegungen der spontanen Rebellion und der sporadischen Insurrektion zu den gleichen Enttäuschungen und zu den gleichen Niederlagen führen wird, wie sie die CNT vor kurzem erlitten hat.“²¹ Vor dem Hintergrund dieser Auseinandersetzung – bei dem die Scheidelinien keineswegs einfach die zwischen Spontaneität und Organisation waren – würde mich deine Position zum Plattformismus interessieren, besonders wie du das mit den „Regeln“, „Pflichten“ und der „Disziplin“ genauer verstehst?

GABRIEL KUHN: Ich sehe schon, du willst mich hier aufs Glatteis führen. Allerdings habe ich diese Konzepte ja nicht eingefordert, sondern nur festgestellt, dass wir nicht darum herumkommen, sie im Kontext der Organisationsfrage zu diskutieren. Aber gut, die Wortwahl war dabei das, was mein Deutschlehrer im Gymnasium immer als „bewusst provokant“ bezeichnet hat. Ich denke einfach, dass es uns nicht weiter bringt, wenn wir um alles, was nach zu viel Ordnung und Verbindlichkeit klingt, einen hohen Bogen machen, weil es vermeintlich „un-anarchistisch“ ist. Da wird Anarchismus auf eine individualistische Beliebigkeitshaltung reduziert, was ich politisch für problematisch halte. Der Erfolg einer Aktion darf nicht davon abhängen, ob es mir gerade Spaß macht, Flugblätter zu verteilen, oder ob ich nicht doch lieber baden

19 Errico Malatesta: Antwort an Nestor Machno (1929), in: ders. Gesammelte Schriften. Band 2. Berlin: Karin Kramer Verlag, 1980. S.71-76.

20 Alexander Schapiro. Bericht über die Confederación Nacional des Trabajo (CNT) und den Aufstand in Spanien im Januar 1933 (1933), in: Claudio Pozzoli (Hg.). Jahrbuch Arbeiterbewegung. Band 4: Faschismus und Kapitalismus. Frankfurt am Main: Fischer Verlag, 1976. S.171-194. Hier: S.188.

21 Alexander Schapiro zit.n. Jaap Kloosterman: Einleitung zu: Alexander Schapiro. Bericht über die Confederación Nacional des Trabajo (CNT) und den Aufstand in Spanien im Januar 1933 (1933), in: Claudio Pozzoli (Hg.). Jahrbuch Arbeiterbewegung. Band 4: Faschismus und Kapitalismus. Frankfurt am Main: Fischer Verlag, 1976. S.159-170. Hier: S.170.

gehe, einen Film einwerfe oder im Netz surfe. Eine meiner Lieblingsdefinitionen von Anarchie stammt aus Craig O'Haras Buch *The Philosophy of Punk*: „Anarchie bedeutet mehr, als keine Gesetze zu haben. Sie bedeutet, keine Gesetze zu benötigen.“²² Das verlangt unter anderem, dass wir uns aufeinander verlassen können. Wenn du zu mir sagst, du tust dieses oder jenes bis zum nächsten Wochenende, dann muss ich davon ausgehen können, dass du das auch tust – oder dass du mir zumindest zeitgerecht Bescheid gibst, wenn etwas dazwischen kommt. Das ist das Um und Auf anarchistischer Organisation. Wo das Grundprinzip des gegenseitigen Vertrauens fehlt, kommt es zwangsläufig zu Frustration, Reiberei, informeller Hierarchie und irgendwann zu Zerfall. Klar, wir können uns mit all dem auseinandersetzen, ohne auf Reizwörter wie „Pflichten“ oder „Disziplin“ zurückzugreifen, aber Reizwörter können Leute manchmal wachrütteln. Und in diesem Fall halte ich das durchaus für angemessen.

Was den Plattformismus angeht, so vertrete ich diesen nicht. Ich habe nie einer plattformistischen Gruppe angehört und werde das vermutlich auch nie tun. Abgesehen von den sektiererischen Tendenzen, die es in diesem Milieu gibt, verlangt die Plattform ein hohes Maß an Formalität, die meines Erachtens für eine effektive Organisation nicht notwendig ist und dieser sogar im Wege stehen kann. Das Hauptproblem sehe ich darin, dass Plattformist_innen das Prinzip der Eigenverantwortung unterschätzen und dieses durch eine formale Verteilung von Aufgaben ersetzen wollen. Also, du bist sechs Monate lang fürs Beantworten der Emails verantwortlich, dann sechs Monate lang für das Vertreiben der Zeitung, und wenn du in dieser Zeit so und so viele Treffen versäumst, wirst du abgesetzt. Das mag alles schön ausgedacht sein, aber die Aufgaben werden deshalb noch lange nicht erledigt (zumindest nicht sorgfältig), weil das nicht geht, wenn der innere Antrieb und die Lust dazu fehlen. Vielmehr werden manche Menschen in ihrem Engagement gebremst, weil ihnen gerade die falsche Aufgabe zugeteilt wurde usw. Darüber hinaus hat die Arbeit stark formalisierter Organisationen immer die Tendenz, sich vorwiegend auf die Reproduktion der eigenen Strukturen zu konzentrieren und soziale Aktivitäten sowie politische Interventionen irgendwann aus dem Auge zu verlieren. Auch Anarchist_innen entkommen dem bürokratischen Schweinehund nicht so schnell.

Das bedeutet jedoch nicht, zum Modell der isolierten Bezugsgruppe zurückkehren zu müssen.²³ Organisation in einem breiteren Rahmen

22 Craig O'Hara: *The Philosophy of Punk*. Die Geschichte einer Kulturrevolte (1999). Mainz: Ventil Verlag, 2001. S.95.

23 Zur Idee der „autonome[n] Gruppe“, als dem „denkbar lockerste[n] Rahmen (...) gemeinsamen Wirkens“ siehe Max Nettlau: *Geschichte der Anarchie*. Band 3. Anarchisten und Sozialrevolutionäre. Die historische Entwicklung des Anarchismus

ist notwendig. Es bedarf regelmäßiger Kommunikation, Delegierten-treffen und überregionaler Entscheidungsverfahren, die nicht immer wieder neu erfunden werden müssen (auch wenn sie natürlich stets veränderbar sein sollen). Außerdem bedarf es Gruppen, die Aufgaben übernehmen können, die jenseits der Kapazitäten der Bezugsgruppe liegen: überregionale Mobilisierung, ambitioniertes Fundraising, internationaler Austausch, breite Öffentlichkeitsarbeit usw. Dazu kommt das, worauf Schapiro in dem von dir angeführten Zitat hinweist: um tatsächlich revolutionäres Potential zu entwickeln, müssen spontane Rebellionen und Aufstände aufeinander beziehbar sein und das Versprechen konkreter gesellschaftlicher Alternativen in sich tragen – ohne etablierte organisatorische Strukturen ist das letztlich nicht möglich. Mir schwebt hier nichts anderes als ein föderatives Modell vor, das auf Bezugsgruppen als kleinsten Einheiten aufbaut. Das darf allerdings nicht zu einer Sozialeinrichtung mit gelegentlichen Zeltlagern werden. Familientreffen sind nett, eignen sich aber nicht zwangsläufig zur revolutionären Agitation.

Der revolutionäre Anspruch ist ein Aspekt, den ich am Plattformismus schätze. Sich über diesen lustig zu machen, ist leicht. Besser geht's deshalb aber niemandem, und antirevolutionären Zynismus können wir meines Erachtens den Neoliberalen überlassen. Das Entwickeln einer revolutionären Perspektive halte ich für eine der wichtigsten politischen Aufgaben unserer Zeit. Plattformist_innen haben hier zwar nicht die Antwort, aber sie orientieren sich wenigstens entsprechend. Und das Wachsen ihrer Strömung zeigt, dass es immer mehr Anarchist_innen gibt, die ähnliche Bedürfnisse haben. Das finde ich ermutigend, auch wenn ich letztlich andere Organisationsformen attraktiver finde. Zum Beispiel diejenigen, für die sich Malatesta stark machte, den du schon erwähnt hast. Malatestas Antworten auf die Plattform – es gibt ja einen dokumentierten Briefwechsel zwischen ihm und Machno – würde ich fast ausnahmslos unterschreiben.²⁴ Außerdem stimme ich der Idee zu, dass es zwar des Aufbaus spezifischer anarchistischer Organisationen bedarf, dass sich deren Mitglieder jedoch gleichzeitig in breiten gesellschaftlichen Organisationen – Gewerkschaften, Konsumentenvereinigungen, Sportverbänden usw. – engagieren sollten. Es bedarf einerseits eines deutlichen anarchistischen Profils, andererseits aber auch des Ausbrechens aus der gesellschaftlichen Isolation. Neue anregende Diskus-

in den Jahren 1880-1886 (1931). Münster: Bibliothek Thélème, 1996. S.61ff. [Anmerkung des Herausgebers]

- 24 Nestor Machno: Brief an Malatesta (1928), in: Errico Malatesta. Gesammelte Schriften. Band 2. Berlin: Karin Kramer Verlag, 1980. S.67-69; Errico Malatesta: Antwort an Nestor Machno (1929), in: ders. Gesammelte Schriften. Band 2. Berlin: Karin Kramer Verlag, 1980. S.71-76.

sionen zu diesem Ansatz fände ich schön.

PHILIPPE KELLERMANN: Da wir nun am Ende unseres Gespräches angelangt sind, habe ich mich erstmal für deine vielen prägnanten Ausführungen und deine Offenheit zu danken. Im Übrigen gehen unsere Vorstellungen was die zuletzt angesprochenen Fragen angeht, glaube ich, gar nicht so weit auseinander. Ich empfinde Begriffe wie „Disziplin“ oder „Verbindlichkeit“ auch erstmal gar nicht als allzu provokant – es kommt letztlich immer darauf an, was damit in welchem Kontext gemeint ist. Mit Bakunin gesprochen – du weißt, ich muss immer wieder in die Mottenkiste greifen: „Mit der Disziplin und dem Vertrauen ist es ebenso wie mit der Einigkeit. Das sind ausgezeichnete Dinge, wenn sie am rechten Platze sind, verhängnisvoll aber, wenn sie sich an den rechten, der es nicht verdient. Da ich die Freiheit leidenschaftlich liebe, gestehe ich, daß ich denen sehr mißtraue, die immer das Wort Disziplin im Munde führen. (...) So sehr ich auch ein Feind dessen bin, was man in Frankreich Disziplin nennt, so anerkenne ich gleichwohl, daß eine gewisse, nicht automatische, aber freiwillige und durchdachte Disziplin, die vollständig in Einklang steht mit der Freiheit der Individuen, immer notwendig ist und bleiben wird; und zwar jedesmal dann, wenn viele freiwillig vereinigte Individuen irgendeine gemeinsame Arbeit oder Aktion ausüben wollen.“²⁵ Möchtest du abschließend noch etwas loswerden?

GABRIEL KUHN: Naja, das zeigt wieder einmal, was der Griff in die Mottenkiste alles kann. Ich würde das dann einfach so stehen lassen. Besser Bakunin sagt es als ein Straight Edger, sonst wird es für die Kritiker_innen zu einfach.

PHILIPPE KELLERMANN: Dann danke ich dir für dieses Gespräch.

25 Michael Bakunin: Das knutogermanische Kaiserreich und die soziale Revolution (1871), in: ders. Staatlichkeit und Anarchie und andere Schriften. Frankfurt am Main/Berlin/Wien: Ullstein Verlag, 1972. S.215-291. Hier: S.220.

